

Zeitschrift: Curaviva : Fachzeitschrift

Herausgeber: Curaviva - Verband Heime und Institutionen Schweiz

Band: 80 (2009)

Heft: 6: Behindern und Alter : neue Herausforderungen für Fachleute und Institutionen

Artikel: An einer Fachtagung werden massgeschneiderte Massnahmen für Betroffene propagiert : Paradigmenwechsel in der Kinder-, Jugend- und Familienhilfe?

Autor: Müller, Matthias

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-804912>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

An einer Fachtagung werden massgeschneiderte Massnahmen für Betroffene propagiert

Paradigmenwechsel in der Kinder-, Jugend- und Familienhilfe?

An der Tagung «Sozialraumorientierung in der Kinder- und Jugendhilfe» in Bern waren sich Referentinnen und Teilnehmer einig, dass die Unterstützung auf die tatsächlichen Bedürfnisse und den lokalen Lebensraum der Betroffenen auszurichten ist.

Matthias Müller

Wie ist Kindern und Jugendlichen am besten geholfen, die sich in ihrer angestammten Familie nicht zu Recht finden, «über die Stränge schlagen», im Quartier oder in der Schule für Unruhe sorgen? Die Sozialbranche hält für «Problemfälle» eine breite Palette an Angeboten bereit, die Besserung versprechen. «Leider oft ohne Erfolg», ist Professor Wolfgang Hinte, Leiter des Instituts für Stadtentwicklung, Sozialraumorientierte Arbeit und Beratung der Universität Duisburg-Essen, überzeugt. «Wer nicht dem ›Standardproblemfall‹ entspricht, darf von der Unterstützung nicht viel erwarten», so Hinte in seinem Eröffnungsreferat an der Fachtagung «Sozialraumorientierung in der Kinder- und Jugendhilfe» von Curaviva Schweiz, der Fachhochschule Bern und dem Heimverband Bern.

Massgeschneiderte Massnahmen, Unterstützung im lokalen Lebensraum, Fokussierung auf den Willen der Betroffenen sowie der Einbezug der Ressourcen des Einzelnen und dessen Umfeldes: Mit diesen Eckpunkten empfiehlt Hinte die «Sozialraumorientierung» als praxisnahen Ausweg aus dem unbefriedigenden Status quo. Hinte ist der eigentliche Erfinder des Ansatzes und gleichzeitig das «Enfant terrible» der Branche, denn an der heutigen Form der Kinder-, Jugend- und Familienhilfe lässt er kaum ein gutes Haar.

Hilfe als Selbstzweck

Die breite Palette der «Hilfsangebote» diene in erster Linie den professionellen Akteuren der Sozialbranche. Der Nutzen für die Betroffenen selbst falle dabei vergleichsweise bescheiden aus, so eine der zentralen Thesen Hintes. Schuld daran sei in erster Linie die Art der Finanzierung, die völlig falsche Anreize schaffe. «Nur wer Fälle bearbeitet, bekommt Geld», fasst Hinte das Grundproblem zusammen. Dies habe zur Folge, dass die Betroffenen unnötig lange in einzelnen Angeboten gehalten würden – ganz gleich, wie gross der Erfolg oder die Aussichten auf Besserung seien. Schlimmer noch, so Hinte, «das System schafft sogar neue, künstliche Fälle».

Nutzlose Angebote?

«Die bestehenden Angebote sind nicht etwa einfach schlecht», weiss Markus Eisenring, Leiter des Fachbereichs Kinder und Jugendliche mit besonderen Bedürfnissen von Curaviva Schweiz und Mitorganisator der Fachtagung. «Viele sind sogar sehr gut und absolut sinnvoll. Problematisch wird es allerdings, wenn ein Kind oder ein Jugendlicher in keine der vorgegebenen Kategorien passt». Eisenring erklärt, dass jene, die keinem der meist hoch spezialisierten Angebote entsprechen, nicht selten von Institution zu Institution geschoben würden. «Leider meist ohne Erfolg, trotz beträchtlichem, jahrelangem Aufwand.»

Ernüchterung in der Branche

«Viele Akteure in der Kinder- und Jugendhilfe sind sich deshalb nicht mehr sicher, was ihre Arbeit eigentlich bringt. Bei einigen hat sich Ernüchterung breitgemacht», beschreibt Eisenring die Stimmung in der Branche. Bei den Teilnehmerinnen und Teilnehmern der Tagung war der Wille, «etwas» zu tun, neue Wege zu gehen, ja die Sozialarbeit völlig neu auszurichten in Workshops, Diskussionsrunden und am Rand der Tagung deutlich hör- und spürbar.



Die «Sozialraumorientierung» rückt nicht die Defizite, sondern das Potenzial von Kindern und Jugendlichen in den Mittelpunkt.

Alternative «Sozialraumorientierung»

Die Organisatoren der Tagung wollen mit der Sozialraumorientierung eine echte Alternative zur bisherigen, oftmals unbefriedigenden Praxis bieten. Mit dem propagierten Ansatz wäre ein eigentlicher Paradigmenwechsel verbunden. Nicht mehr die Angebote und ihre Anbieter stünden im Zentrum, sondern jene, um die es tatsächlich geht: die Kinder, Jugendlichen und ihre Familien selbst.

Das Konzept der Sozialraumorientierung will, dass Kinder- und Jugendliche, die ausserhalb der Familie auf Unterstützung angewiesen sind, in ihrem lokalen Lebensraum betreut und gefördert werden. Heute ist es oft umgekehrt; die Betroffenen müssen dort hingehen, wo Angebote bestehen. Statt sie in ihr lokales Umfeld zu integrieren, werden sie deshalb oft daraus herausgerissen.

Der Ansatz der Sozialraumorientierung verlangt, dass die Betroffenen mit einbezogen werden, dass sie gefragt werden, welche Bedürfnisse und Interessen sie tatsächlich haben. Erst darauf aufbauend seien Massnahmen zu entwickeln. Heute laufe es oft umgekehrt: Die Fachkräfte der sozialen Arbeit bestimmen, was ihrer Meinung nach für die Kinder, Jugendlichen und deren Familien gut ist. Dabei stehen in der Regel die Defizite im Vordergrund, so dass das Potenzial der Betroffenen oft auf der Strecke bleibt.

Als Beispiel nennt Wolfgang Hinte gerne den Jugendlichen, der mit Ladendiebstählen Probleme schafft. Statt den «Fall» zu problematisieren, wäre es möglich, die Fähigkeit des Jugendlichen zu nutzen. So sei etwa denkbar, dass der Betroffene als Ladendetektiv arbeitet.

Utopie oder reale Option?

«Ziel der Tagung war es, in der Branche selbst ein Umdenken anzuregen», so Eisenring. Kein einfaches Unterfangen, mussten doch die Teilnehmerinnen und Teilnehmer der Tagung sich selbst und ihre bisherige Arbeitsweise hinterfragen. «Die Auseinandersetzung verlief äusserst differenziert. Dass einige dabei mit sich

selbst ringen, ist normal, ja sogar zu begrüssen». Schliesslich sei ja nicht einfach alles falsch, was bisher gemacht wurde. Damit Realität wird, was an der Tagung so einleuchtend klingt, muss sich die Branche allerdings trotzdem von einigem verabschieden, was bisher Usus war. Ist die Branche bereit dazu? Und wenn ja, übersteht der Ansatz den mühevollen politischen Umsetzungsprozess, oder wird er bis zur Unkenntlichkeit verwässert? Die Voraussetzungen scheinen günstig. Zum einen war bei den Tagungsteilnehmerinnen und -teilnehmern der Wille zur Veränderung deutlich herauszuhören. Zum andern gibt es im Ausland ermutigende Beispiele. So ist es in der deutschen Stadt Rosenheim gelungen, die sozialen Dienste innert kurzer Zeit zu reformieren. Heute arbeiten dort alle beteiligten Akteure vom Sozialarbeiter über die Fürsorge bis hin zur Polizei mit dem Ziel zusammen, Kinder und Jugendliche, die Unterstützung brauchen, in ihren lokalen Lebensraum zu integrieren. Berlin, Stuttgart oder Frankfurt stecken mitten in der Umsetzung der «Sozialraumorientierung».

Ob in der Schweiz oder in Deutschland: Die Politik lässt sich mit dem Argument der Kosten relativ schnell ins Boot holen. Die Sozialraumorientierung wartet gerade nicht mit der Forderung nach grösserer finanzieller Unterstützung auf. Im Gegenteil, in Rosenheim gelang es erstmals seit Jahren, die Kostensteigerung in der Kinder-, Jugend- und Familienhilfe aufzuhalten.

Erste Ansätze in Bern

Im Kanton Bern befassen sich die Akteure der Kinder- und Jugendarbeit seit einiger Zeit mit dem Konzept der Sozialraumorientierung – mit durchaus ermutigenden Erfahrungen. Für Tagungsteilnehmer Urs Andres vom Schulheim Ried in Niederwangen ist klar, dass «sich die Möglichkeiten für Kinder und Jugendliche deutlich erweitern, wenn das lokale Umfeld und damit die verfügbaren Ressourcen aktiv mit einbezogen werden». Auch die Behörden verbinden mit der Sozialraumorientierung viel Hoffnung. Die Tagungsteilnehmerin Barbara Steinböck, Sozialarbeiterin des Berner Jugendamtes, ist überzeugt, dass mit dem Ansatz «die Kinder und Jugendlichen gestärkt werden. Damit erhöht sich die Wahrscheinlichkeit, dass die Betroffenen ihr Leben dereinst selbstständig meistern.»

Erfolgreiche Tagung

Mit knapp 200 Teilnehmerinnen und Teilnehmern stiess die Fachtagung «Sozialraumorientierung in der Kinder-, Jugend- und Familienhilfe» vom 13. bis 15. Mai 2009 im Berner «Progr» in der Branche auf grosses Interesse. Für Curaviva Schweiz, die Berner Fachhochschule und den Heimverband Bern steht deshalb fest, dass der Ansatz weiterverfolgt wird. Curaviva-Direktor Hansueli Möslé ist überzeugt, dass «die Sozialraumorientierung zukunftssträchtig ist. Dieser Ansatz wird unseren Verband in den nächsten Jahren wohl auch in den beiden Fachbereichen Menschen im Alter und Erwachsene Menschen mit Behinderung beschäftigen.»